

Hans-Joachim Höhn

Unten ist oben

Thesen zu einer „Hierarchie der Wahrheiten“

Kommt hier zusammen, was zusammen gehört? Von einer „Hierarchie der Wahrheiten“ zu reden, scheint einer widersprüchlichen Wortmontage gleichzukommen. Denn mit dem Begriff der Hierarchie ist eine Rangliste verbunden. Auf einer vertikalen Achse werden sortiert: Verbindliches und Beliebige, Vordringliches und Vernachlässigbares. Hier werden Prioritäten aufgelistet, Kompetenzen verteilt, Macht und Ansehen zugesprochen. „Oben“ ist, was Anspruch auf Anerkennung erheben darf. „Unten“ ist das Unansehnliche und Wertlose. Derartige Aufteilungen lassen jedoch sich mit den klassischen Konzepten von Wahrheit nicht anstellen.¹ Der „griechische“ Wahrheitsbegriff ist primär an der Erkenntnis orientiert und bezeichnet mit „wahr“ die Eigenschaft von Aussagen, die einen gegebenen Sachverhalt adäquat wiedergeben. Der biblische Wahrheitsbegriff bezeichnet mit „wahr“ eine besondere Verfassung eines Dings, Menschen bzw. einen Wesenszug Gottes. Als „wahr“ gilt, worauf man sich verlassen kann, worin man Stand gewinnt, weil es selbst das Beständige, über die Zeiten hinweg Verlässliche ist. Hier regieren die Kriterien der Universalität. Was wahr ist, gilt für alle – ohne Ansehen der Person, immer und ausnahmslos. Hier gibt es keine Abstufungen. „Halbe“ Wahrheiten kommen streng genommen nicht in Frage. Wer die Wahrheit halbiert, verschweigt die ganze Wahrheit oder ersetzt das Verschwiegene durch Unwahres. Das Adjektiv „wahr“ benötigt keine Steigerungsform und wer „beinahe“ die Wahrheit sagt, sagt eben noch nichts Wahres. Die Grammatik lässt solche Satzbildungen zwar zu, aber die Semantik dementiert sie. Für die Wahrheit gilt die Logik des „entweder/oder“. Sie kennt keine Mittelwerte, keine Kompromisse, kein „sowohl/als auch“. Wer von einer Abstufung oder Rangfolge von Wahrheiten spricht, beschreibt offensichtlich ein „hölzernes Eisen“.

Vor diesem Hintergrund mag es erstaunen, dass sich ausgerechnet in der Dogmatik der katholischen Kirche, der man gemeinhin die Pflege „absoluter“ Wahrheiten zuschreibt, eine Formel findet, die damit nicht unmit-

Dr. theol. habil. Hans-Joachim Höhn (hans-joachim.hoehn@uni-koeln.de), geb. 1957 in Nornborn/Ww., Prof. für Systematische Theologie an der Philosophischen Fakultät der Universität Köln. Anschrift: Institut für Kath. Theologie, Wilhelm-Backhaus-Str. 1a, D-50923 Köln. Veröffentlichung u. a.: Der fremde Gott. Glaube in postsäkularer Kultur, Würzburg 2008.

telbar in Einklang zu bringen ist. Wie passt die Rede von einer „Hierarchie der Wahrheiten“ zu einer religiösen Doktrin, die „ad intra“ in Lehrfragen keinen Relativismus und keinen Kontextualismus zulässt, für die Reinhaltung ihrer Lehre ein hierarchisch gegliedertes Lehramt zuständig gemacht hat und die „ad extra“ gegen das in einer weltanschaulich pluralen Gesellschaft verbreitete Relativieren moralischer Standards scharf polemisiert?

Rangordnung der Wahrheit(en)

Die Formel „*hierarchia veritatum*“ ist ein Neuankömmling in der Theologie und kirchlichen Lehre. Sie hat ihren Ort in den Bemühungen um eine (Rück-)Gewinnung der Kircheneinheit nach dem Zerbrechen der Christenheit in unterschiedliche Konfessionen, die im Laufe der Zeit unterschiedliche Lehrtraditionen, Liturgien, Spiritualitäten etc. entwickelt haben. Diese sehr starke Differenzierung provoziert die Frage nach dem, was für den Glauben „zentral“ und was „marginal“ ist. Dialog und Konsensfindung in der ökumenischen Bewegung brauchen eine Kri-teriologie, anhand deren die Legitimität unterschiedlicher Ausdrucksformen des Evangeliums ebenso identifiziert werden kann wie dadurch ein möglicher „Wildwuchs“ in Theorie und Praxis des Glaubens, ein Überwuchern des Ursprünglichen durch zeitbedingte „Zutaten“ kritisierbar wird. Im Dekret des II. Vatikanischen Konzils über den Ökumenismus „*Unitatis redintegratio*“ wird für die Durchführung dieser Unterscheidungen folgender Hinweis gegeben: „Beim Vergleich der Lehren miteinander soll man nicht vergessen, dass es eine Rangordnung oder ‚Hierarchie‘ der Wahrheiten innerhalb der katholischen Lehre gibt, je nach der verschiedenen Art ihres Zusammenhangs mit dem Fundament des christlichen Glaubens. So wird der Weg bereitet werden, auf dem alle in diesem brüderlichen Wettbewerb zur tieferen Erkenntnis und deutlicheren Darstellung der unerforschlichen Reichtümer Christi angeregt werden“ (UR 11,3). Das Stichwort von der „Hierarchie der Wahrheiten“ wird vom Konzil selbst nicht näher definiert und hat sich in der Folge zwar als klärungsbedürftig, aber auch als heuristisch fruchtbar erwiesen.²

„Der Reihe nach“ – Fundament und Wahrheit des Glaubens

Als abwegig haben sich sehr rasch alle Versuche herausgestellt, die einen quantitativen Abgleich von Glaubenssätzen der verschiedenen Konfessionen vornehmen wollen, auf diesem Weg ein Maximum vom Minimum gemeinsamer Überzeugungen ermitteln und dies als Basis weiterer Einigungsbemühungen betrachten. Von den Sakramenten der katholischen Kirche würden sich dann nur Taufe und Eucharistie als „konsens-“ und „ökumenefähig“ erweisen. Ein bloß „statistischer“ Ansatz führt auch dann nicht weiter, wenn man als zusätzliches Kriterium die Bezugnahme zum „Fundament des Glaubens“ nimmt. Ist erst einmal ein „quantitativer“ Filter etabliert, kommen hermeneutische bzw. qualitative Erwägungen zu spät. Wenn man den vom Konzil begrüßten „brüderlichen Wettbewerb“ um Er-

kenntnis und Darstellung des Christusgeschehens auch auf die Formel „Hierarchie der Wahrheiten“ anwendet, dann verschafft die Konzentration auf rein formale Aspekte keinen Wettbewerbsvorteil. Statt dessen ist die Reihenfolge umzukehren: Das Materiale hat den Vorrang vor dem Formalen, d. h. erst wenn klar ist, was mit dem Hinweis auf die „unerforschlichen Reichtümer Christi“ inhaltlich gemeint ist und inwiefern sie das Fundament des Glaubens bilden, lässt sich nach der verschiedenen Art des Zusammenhangs aller übrigen Glaubensaussagen mit diesem Fundament fragen. Dabei ist unabdingbar, an das biblische Wahrheitsverständnis anzuknüpfen und im Fundament des Glaubens jenes Beständige und Verlässliche zu sehen, dem sich der Mensch im Leben und Sterben anvertrauen kann. Erst dann kann auch deutlich werden, worin das unterscheidend und entscheidend Christliche bei einer vertikalen Zuordnung von Relevanzen und Prioritäten im Vergleich zu den herkömmlichen (bürokratischen, administrativen, machtförmigen etc.) Hierarchiemustern liegt.³ Diesem Zweck dient die folgende Skizze zur Bedeutung der vertikalen Dimension des menschlichen Daseins und des christlichen Glaubens.

„Oben-auf-Sein“ – vertikale Existenz und Transzendenz

„Griechischer Etymologie zufolge ist der Mensch der Aufrechte. Sein Name *anthropos* stammt vom Verb *anatrepein*: etwas in die Höhe bringen, emporheben“⁴, etwas aus der Waagrechten in die Senkrechte versetzen. Das Selbstverständnis des Menschen scheint sich ebenfalls an der Vertikalachse auszurichten: Menschen sind *Aufsteiger*-Wesen, die hoch hinaus wollen und obenauf sein wollen. Erst wenn sie eine „Hochform“ erreichen, sind sie zufrieden. Um nach oben zu kommen, muss man sich auf die Hinterbeine stellen. Erst wer auf eigenen Füßen steht, hat sich selbständig gemacht (und ist ein *Autostatiker*). Um diese Stellung zu behalten, muss man sich *behaupten*. Dazu muss man den eigenen Kopf durchsetzen. Der Kopf ist jene Region, die den Menschen im Ganzen repräsentiert. Worauf es ankommt, muss man im Kopf haben. Von hier aus gewinnt man Übersicht und Eigenstand. Darum ergeht der kategorische Imperativ „Kopf hoch!“. Wer ihn hängen lässt, setzt aufs Spiel, worin die Griechen die Besonderheit des Menschen sehen: die *Autokephalie* (Selbstbehauptung).

Der Mensch muss die Vertikalbewegung seiner Existenz nicht bei sich enden lassen. Menschen können den Kopf in den Nacken werfen und den Blick zu dem weitergehen lassen, was sich über sie erhebt. Was oben ist, muss noch nicht das Höchste sein. Das Endziel einer Aufwärtsbewegung ist erst erreicht, wenn man beim höchsten Gut, über das Höheres nicht gedacht werden kann, d. h. beim schlechthin Erhabenen, beim Allerhöchsten, beim Göttlichen ankommt. Das Projekt der Religion besteht darin, die Welt als das zu Transzendierende und den Menschen als Transzendierenden zu verstehen. Die religiöse Semantik und Logik folgt ebenfalls der Struktur der Vertikalen: Wenn es etwas Höchstes gibt, kann es nicht in dem gefunden werden, was mit uns oder unter uns ist. All dies ist überbietbar. Das unüberbietbar Höchste muss über allem sein. Als Unbedingtes muss es jen-

seits des Bedingten gesucht werden. Wenn es einen Gott gibt, kann er nur jenseits des Endlichen gefunden werden. Der religiöse Lebensweg muss sich daher als Überstieg des Endlichen und Bedingten und Aufstieg zum Unendlichen und Unbedingten realisieren.

„Von oben nach unten“ – vertikale Gegenbewegung

Das Christentum greift die Theo-Logik der Vertikale auf und kehrt sie um. Es redet von einer „Transzendenz nach unten“. Kein Aufstieg zum Göttlichen ist der Heilsweg. In seinem Zentrum steht die Rede von einem „heruntergekommenen Gott“ (vgl. Phil 2,6–8). Das Gottesverhältnis des Menschen muss fortan Maß nehmen am Menschenverhältnis Gottes, d. h. an seinem „Abstieg“ zu denen, die „ganz unten“ sind. In Jesus von Nazareth ist diese Bewegung Gestalt geworden. In ihm begegnen Gott und Mensch einander als „ihresgleichen“. Es gibt kein wahres Gottesverhältnis neben oder außerhalb oder getrennt von einem Menschenverhältnis im Modus der Zuwendung zu den „Geringsten“. Eben davon handelt die „Endgerichtsrede“ Jesu im Matthäus-Evangelium (Mt 25,31–46): Hier ist zunächst von einem Verhältnis Jesu Christi zu seinen Jüngern die Rede, das von den Umständen „Niedrigkeit“, d. h. des Hungers, der Fremdheit, Obdachlosigkeit und Gefangenschaft geprägt wird: „Ich war hungrig, und ihr gabt mir zu essen; ich war fremd und obdachlos, und ihr nahmt mich auf; ich war krank und ihr habt mich besucht; ich war im Gefängnis und ihr seid zu mir gekommen“ (V. 35–36). Unter diesen Umständen ereignet sich „inkognito“ ein Christusverhältnis. Denn es ist unter diesen Umständen weder zu erkennen noch zu erwarten, mit wem man es zu tun bekommt, wenn man den Asylanten, Wohnsitzlosen und ihrer Freiheit beraubten beisteht. Erst im nachhinein geschieht eine Aufklärung: „Was ihr für einen meiner geringsten Brüder getan habt, das habt ihr mir getan“ (V. 40). Diese späte Offenbarung hat ihren guten Grund. Es soll verhindert werden, dass die Frommen ihren „geringsten“ Nächsten nur um Gottes willen beistehen. Es ist aber Gottes Wille, ihnen um ihrer selbst willen beizustehen. Darum ist es gut, es den Geringsten nicht anzusehen, dass man es mit Gott zu tun bekommt, wenn man sich ihnen zuwendet. Und eben darum sind die Frommen zwischenzeitlich so ungläubig verwundert: „Wann haben wir dich hungrig gesehen und dir zu essen gegeben, oder durstig und dir zu trinken gegeben?“ (V. 38)

„Das Unterste zuoberst“ – die „Anarchie“ des Evangeliums

In den Geringsten begegnet man dem Größten. Dies widerstreitet einer Logik, die nur das Größte als gleichnisfähig für den Größten erachtet, die Großen der Welt über alles achtet und das von ihnen für großartig Gehaltene ebenfalls über alles setzt. Die von Gott mit dem Evangelium praktizierte Bestreitung dieser Logik ist in den Augen der Großen dieser Welt eher eine Torheit und ein Ärgernis (vgl. 1 Kor 1,23). „Das Schwache in der Welt hat Gott erwählt, um das Starke zuschanden zu

machen“ (1 Kor 1,27). Gott ist nicht dort zu finden, wo er vermeintlich als Gott hingehört – nämlich „ganz oben“. Mit Gott lassen sich nicht mehr gängige Unterscheidung von „oben“ und „unten“ rechtfertigen. Wer vom Gott Jesu her ein Verständnis dessen gewinnen will, was des Menschen höchstes Gut sein kann, muss umlernen: „Er zerstreut, die im Herzen voll Hochmut sind; er stürzt die Mächtigen vom Thron und erhöht die Niedrigen. Die Hungernden beschenkt er mit seinen Gaben und lässt die Reichen leer ausgehen“ (Lk 1,51–53). Hier wird das Oberste zuunterst gekehrt. Die „Armseligkeit“ der Erniedrigten und gering Geschätzten ist es nun, die zur Gleichnisgestalt für die Logik der Zuwendung Gottes zum Menschen wird. Wer in der eigenen Stärke, im eigenen Reichtum, in der eigenen Klugheit dasjenige wähnt, das dem Leben Wert, Bestand und Sinn gibt, übersieht bei solchen Größen, dass auf sie nur sehr begrenzt Verlass ist. Der Sinn, den sie stiften, überlebt den Besitzer von Macht, Reichtum und Klugheit nicht. Auf ihn kann man sich nicht im Leben und Sterben verlassen. Dagegen steht, dass gerade am macht- und mittellosen Menschen als Adressaten einer unbedingten Bejahung Gottes jene Wirklichkeit offenbar wird, gegen die auch der Tod letztlich nicht ankommt.

Die Wahrheit des Glaubens voraussetzen und übersetzen

Sucht man unter diesen „unerforschlichen Reichtümern Christi“ (UR 11,3) nach einem Ansatz für die Rede von einer spezifischen Rang- und Reihenfolge christlicher Glaubenswahrheiten, so muss die erste Einsicht lauten: Es gibt für den Menschen keine Offenheit für Gott, die verschieden wäre von der Offenheit für seinen Mitmenschen. Wie der „Abstieg“ Gottes zu den Menschen, so verläuft auch der „Aufstieg“ des Menschen zu Gott zunächst „seitwärts“. In den „Geringsten“ seiner Brüder und Schwestern, in Erniedrigten begegnet er dem „Allerhöchsten“. Mit dieser Einsicht ist benannt, was für das Christsein konstitutiv ist: die Menschwerdung Gottes, die Einheit von Gottes- und Nächstenliebe, die Option für die Armen. Abgelöst von diesem Fundament reden alle weiteren Glaubenssätze an der Grundbotschaft des Evangeliums vorbei. Wie alle übrigen Glaubenssätze diese Basis voraussetzen, muss diese Grundbotschaft aber auch je neu in andere Kontexte übersetzt werden. Nur so kann sie je neu in ihrer Bedeutung verstanden und in ihrer Tragweite erfasst zu werden. Mit der „Hierarchie der Wahrheiten“ lässt sich dabei jeweils unterscheiden, was den Glauben konstituiert und was ihn expliziert.

01 Vgl. O. F. Bollnow, *Das Doppelgesicht der Wahrheit*, Stuttgart 1979, 9f. Wie sehr sich die Philosophie jedoch von diesem Verständnis zum großen Teil abgesetzt hat, zeigt K. Gloy, *Wahrheitstheorien*, Tübingen – Basel 2004 (Lit.).

02 Vgl. hierzu u. a. B. J. Hilberath, *Theologischer Kommentar zum Dekret über den Ökumenismus*, in: P.

Hünemann/B. J. Hilberath (Hrsg.), *Herders Theologischer Kommentar zum Zweiten Vatikanischen Konzil*, Freiburg/Br 2005, 150–157; O. H. Pesch, „Hierarchie der Wahrheiten“ und die ökumenische Praxis, in: *Concilium* 37 (2001), 298–311 (Lit.); A. Kreiner, „Hierarchia veritatum“, in: *Catholica* 46 (1992), 1–30 (Lit.).

03 Zu prekären Analogien von himmlischen und irdischen Hierarchien bzw. Bürokratien vgl. G. Agamben, *Die Beamten des Himmels*, Über Engel, Frankfurt/M. 2007.

04 H. Timm, *Von Angesicht zu Angesicht*, Sprachmorphische Anthropologie, Gütersloh 1992, 13. Zum Folgenden vgl. ebd., 13–20.